Protestantenblatt

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

35. Jahrgang des „Deutschen Protestantenblattes“. **6. Jahrgang des „Protestant“.**

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben durch **R. Emde** (Bremen) und **M. Fischer** (Berlin).

Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten (Postzeitungs-Katalog Nr. 6244a), sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie auch der Verleger entgegen.
(Bei direkter Zusendung unter Kreuzband kommen zum Abonnementspreis noch 40 Pfg. Porto-Auslagen pro Quartal hinzu.)

Anzeigenpreis pro 4 gespaltene Petitzeile ..... 30 ₰
do. „ 2 „ Reklamezeile (direkt unter dem redaktionellen Teil) ..... 80 ₰
Rabatt dem Umfang des Auftrags entsprechend. — Inserate nehmen außer dem Verlag, sämtliche Annoncenexpeditionen entgegen.

Erscheint jeden Sonnabend. **Nr. 39.** Vierteljahrspreis 1 M. 50 ₰

Berlin **27. September 1902** **Bremen.**

Inhalt: Frei und doch nicht frei. Von Lic. Kurt Holtz. — Aus Rom. Von Antonio Pasquinelli. — Betrachtungen zur neuesten Statistik der protestantischen und katholischen Missionsarbeit in Japan. II. Von H. Lehmpfuhl. — Ein Besuch bei der Evangelischen Allianz. Von E. Böhme. — Entgegnung. — Kirchliche Nachrichten. — Litteratur. — Anzeigen.
Feuilleton: Eine moderne Krankheit. I. Von Sophie v. Adelung.

Frei und doch nicht frei.

Joh. 8, 32: Die Wahrheit wird euch frei machen.
Mark. 11, 29: Nehmet mein Joch auf euch.

Wir jubelten auf. Wir waren frei geworden! Wir hatten die große, überwältigende Wahrheit erkannt und ihre hellsten, wärmsten Strahlen in uns aufgenommen. Nun erst waren wir recht eigentlich zu Christen geworden, als welche wir den tiefsten Blick in des Meisters Seele gethan und all die kleinlichen Zuthaten der Jahrhunderte als Verkleinerungen erkannt hatten; zu Christen geworden, als welchen kein Weg auf freie Bergeshöhen zu steil und zu schwer war, selbst wenn Steine darauf lagen. Die mancherlei Joche, die uns die Menschen mit ihren sonderbaren Einfällen, als Katechismen und Ordnungen und ähnlichem aufgeladen hatten, lagen zerbrochen unter unseren Füßen. Wir hatten kein Joch mehr zu tragen. Wir waren ja frei, Freie geworden. Und seit wann trägt der Freie ein Joch?

Und die Freiheit? —

Vorgesetzte und Konsistorien wurden zu finsteren Ketzerrichtern. Man verleumdete uns hinter unserem Rücken als „Unchristen“, „Heiden“, „Gottesleugner“ und dergleichen mehr. Man jagte tüchtige Gottesmänner aus der Stelle, da sie in reichem Segen, so recht in Gottes Segen gewirkt hatten; man verschloß ihnen durch brutale Gewalt oder Ungerechtigkeit die Neugründung einer Wirkungsstätte, man machte sie brotlos; am liebsten hätte man die gesegneten Scheiterhaufen aus dem Mittelalter wieder hervorgeholt.

Da fühlten wir es: es lag ein Joch auf uns, schwer, drückend, gewaltig. Es war das Joch der Wahrheit, das Joch Christi.

So waren wir doch nicht frei? —

Dennoch waren wir frei. Denn wir hatten die Gotteskraft, das Joch aufrecht zu tragen, als sei es keins, ohne zu seufzen, ohne nach einer Stütze zu greifen. Wir hatten Mut genug, es nicht gegen das leichtere, leichte Joch der Fügsamkeit und Bedienstenhaftigkeit einzutauschen, wie's wohl Sklavenseelen gethan haben.

Uns ward unser Joch leicht, weil wir Freie waren, die durch Gotteskraft gestärkt es wußten: „wir werden damit fertig werden!“

Die Wahrheit macht uns frei — für ihr eigen Joch. Aber auch nur für dieses.

Graz. Lic. Kurt Holtz.

Aus Rom.

Eine der schönsten Szenen aus dem historischen Roman „Quo vadis“ von Sienkiewicz, — der auch in Italien und vor allem in Rom großen Erfolg gehabt hat durch die getreue Schilderung und kraftvolle Neubelebung heidnisch- und christlich-römischer Reminiscenzen, — ist zweifelsohne die, welche die Versammlung der ersten Gläubigen der römischen Kirche auf dem Coemeterium Ostrianum schildert. Nicht so sehr durch die genaue Wiedergabe der geschichtlichen und archäologischen Einzelheiten, an denen gerade hier dem genialen Verfasser wenig zu liegen scheint, sondern durch die Darstellung der Sehnsucht aller Gemüter nach dem Lichtstrahl der neuen Lehre und der Ergriffenheit der Menge beim Erscheinen des Apostels Petrus, des heiligen Schauders und der Begeisterung, die seine Worte erregen, als er bei der Erzählung von der Passion die Wahrheit der wunderbaren Geschichte mit den einfachen Worten bekräftigt: ich habe es gesehen! Durch diese psychologischen Mittel allein gelingt es dem Autor, eine wirklich lebendige Szene darzustellen von einer solchen Wahrscheinlichkeit, daß man versucht ist, den ganzen Vorgang für Wahrheit zu halten. Indem er die Erzählung von Petri Predigt in Rom an das Coemeterium Ostrianum anknüpft, ist Sienkiewicz nur der allgemeinen Meinung gefolgt. Diese wurde zuerst ausgesprochen von dem Neubegründer der römischen Katakombenstudien, de Rossi, der glaubte, die alten Überlieferungen auf die Gräberstätte an der Via Nomentana (nahe bei der von S. Agnese) beziehen zu sollen. — Diese alten Überlieferungen, auf gewiß noch ältere Traditionen begründet, haben die von Petrus vollzogene Taufe zum Gegenstand und den Platz oder den Lehrstuhl, von dem aus er zum erstenmal in der Ewigen Stadt das Evangelium gepredigt habe. — In dem letztverflossenen Monaten ist Professor Marucchi, einer der Gelehrtesten und Thätigsten bei der Fortführung von de Rossis Werk, durch hingebendes und geniales Studium dieses Gegenstandes zu einigermaßen abweichenden Schlüssen gelangt, die es verdienen, bekannt zu werden.

Ehe wir aber in der Besprechung der Reminiscenzen an den Apostel Petrus fortfahren, tritt uns gleich anfangs der Einwand entgegen: Ist Petrus denn wirklich je in Rom gewesen? — Zwischen Baur, Lipsius, Holtzmann u. a. einerseits, die dies bestreiten, und Hilgenfeld, Schaff und Renan andererseits stehend, die es behaupten, wer kann sich da ohne weiteres für die eine oder andere Ansicht entscheiden? Lichtenberger hat in seiner Encyclopédie des sciences religieuses das Resultat der

kritischen Studien älteren und neueren Datums treffend zusammengefaßt und damit geschlossen: daß er im alleinigen Interesse der geschichtlichen Wahrheit an Petri Aufenthalt und Märtyrertod in Rom während der letzten Regierungsjahre Neros festhalte.*)

Das Stillschweigen der Apostelgeschichte über diesen Punkt ist nur ein negativer Beweis, da diese sich, nach den ersten allgemeinen Begebenheiten, so fast ausschließlich mit den Schicksalen des Paulus befaßt, daß man sie auch Acta Pauli nennen könnte. Übrigens verliert dieser Beweis auch jeden Wert gegenüber den jetzt allgemein anerkannten Hinweisen, die sich im Marcus-Evangelium, in der Offenbarung, im Briefe des Clemens Romanus und in den ausdrücklichen Behauptungen und Zeugnissen aus wenig späterer Zeit finden. Auch die vielumstrittene Frage der Epistel St. Petri ist von Renan u. a. gelöst worden in dem Sinn, daß es wohl schlechthin unmöglich sei, unter „Babylon" etwas anderes als Rom zu verstehen.

Um den Kern der Thatsache bildete sich mit der Zeit die Legende, und die Erinnerungen an Petrus in Rom schmückten sich mit den genauesten Einzelheiten aus. Waren sie alle nur die Frucht der Volksphantasie, oder bergen sie wenigstens das Skelett wirklich geschehener Begebenheiten in sich? Vielleicht trifft der das Rechte, der nicht alles blindlings zugiebt, aber auch nicht alles leugnet. — Unter die ältesten Überlieferungen und unter die, welche dem Widerhall der geschichtlichen Thatsachen und den Spuren der hinterlassenen Bauwerke am meisten entsprechen, ist diejenige von der freundlichen Aufnahme und Gastfreundschaft zu rechnen, die Petrus im Hause des Senators Pudens auf dem Viminal fand. Wer dieser Pudens und aus welcher Familie er sei, hat nicht festgestellt werden können. Doch gestattete eine Anzahl glaubwürdiger Indizien de Rossi die Vermutung, daß er der Familie der Glabrionen angehört habe, wenn nicht etwa sein Name gleichbedeutend sei mit jenem Acilius Glabrius der von Domitian mit anderen hervorragenden Männern im Exil ermordet wurde unter der Anklage „neue Dinge anzuspinnen". (Suet., Domit. 10.) Thatsache ist, daß bei den Katakomben der hl. Priscilla (an der Via Salaria Nuova) — die vermutlich nach ihrer Gründerin, der Mutter des Pudens so genannt wurden — sowohl die Erinnerungen an die Titularkirche des Pudens, S. Pudenziana auf dem Viminal, die in den ersten Jahrhunderten über der Wohnung des Senators entstanden ist, als auch diejenigen an Aquila und Prisca (oder Priscilla) zusammentreffen. Dieses Ehepaar, dessen in der Apostelgeschichte und im Briefe Pauli an die Römer Erwähnung geschieht, in dessen Hause auf dem Aventin die ersten Gläubigen sich versammelten, stand vielleicht in irgend einem Abhängigkeitsverhältnis zur Familie des Pudens.

Dies sind die frühesten und am sichersten beglaubigten Erinnerungen an das christliche Rom, die wir auf ganz natürliche Weise um jene Katakomben der hl. Priscilla vereinigt finden. Sie sind reich an bedeutenden Malereien und Inschriften, welche die Zeichen höchsten Alters aufweisen. In ihnen wurde auch vor wenigen Jahren die Gruft der Glabrionen aufgefunden. Das ist eine sichere Bestätigung dessen, daß in jenen molitores verum novarum — nach Sueton der Grund von Acilius' u. a. Verbannung — ein versteckter Hinweis auf das von ihnen bekannte Christentum zu sehen ist. — Statt dessen aber sahen wir die Tradition von der von Petrus vollzogenen Taufe und von seiner Predigt nach der Via Nomentana verpflanzt, in die Katakomben, denen man den Namen Coemeterium Ostrianum gegeben hat. Diese sind nun zwar nicht weit von denen der hl. Priscilla entfernt, aber doch gänzlich von ihnen getrennt und gehören einer verhältnismäßig späten Zeit an.

Die vor mehreren Monaten in den Priscilla-Katakomben gemachte Entdeckung eines antiken Wasserbehälters, dessen Verwendung als Taufbecken in den ersten christlichen Jahrhunderten Marucchi bewiesen hat, führte ihn weiter darauf, die Argumente zu prüfen, die jener anderen Meinung bisher Anerkennung verschafft hatten. Und er wurde bei seinen Nachforschungen vom Glück begünstigt. Denn er fand, daß zu diesem Taufbecken sicherlich eine Inschrift aus dem vierten Jahrhundert gehört haben mußte, die von einem Pilger zu Karls d. G. Zeiten ad fontes abgeschrieben war. Die topographische Reihenfolge, in der diese Inschriften geordnet sind, hätte diese allerdings in die Katakomben der hl. Priscilla auf der Via Salaria verwiesen, aber weil sich dort bisher kein Taufbecken gefunden hatte, so war man dadurch unsicher geworden und hatte sich veranlaßt gefühlt, sie einem ganz anderen Platz zuzuschreiben. Nunmehr ist in dieser die Taufe betreffenden metrischen Inschrift eine offenbare Anspielung an die apostolische Belehrung des Petrus selbst enthalten. Außerdem hat Marucchi bewiesen, daß jenes Ol de sede, ubi prius sedit S. Petrus, welches Königin Theodolindas Gesandter (6. Jahrhundert) mit anderem, das zu Andachtszwecken aus anderen Heiligtümern Roms entnommen war, nicht — wie man bisher glaubte — aus den Katakomben der Via Nomentana, d. h. vom Coemeterium Ostrianum, sondern aus denen der hl. Priscilla von der Via Salaria Nuova stammte.

Diese Beweise aus nicht späten Jahrhunderten, die noch frühere, mit den Priscilla-Katakomben verbundene Überlieferungen vermuten lassen, wo man Gräber aus den Zeiten Justins, des

*) Wir halten zu der gegenteiligen Annahme cf. Nr. 15 d. Jahrgs. D. H.

Eine moderne Krankheit.

I.

Wie es infolge jeweiliger Zeitströmungen und Lebensbedingungen „moderne Krankheiten" giebt, oder doch Krankheitsformen, die uns in ihrer jetzigen Gestalt bisher nicht bekannt waren, so giebt es auch moderne geistige Krankheitserscheinungen, deren bösartige Eigenschaften wir den bestehenden wirtschaftlichen und sozialen Zuständen, sowie der Kultur unserer Zeit verdanken und die uns mit unheilbarem Schaden bedrohen, wenn wir nicht unsere ganze Sorgfalt darauf verwenden, ihnen rechtzeitig vorzubeugen.

Wir leben in einer fast überreichen Zeit. Die Wissenschaft hat ihre Thore weit geöffnet, um auch Nicht-Eingeweihte einen Einblick in ihre geheimsten Werkstätten thun zu lassen. Reich und Arm, Hoch und Gering kann sich an ihren nimmer versiegenden Wassern den Durst stillen, und sie fließt uns nicht mehr, wie früher, durch vielverzweigte Kanäle getrübt zu; unmittelbar an der Quelle können wir sie in ihrer ganzen Frische und Reinheit schöpfen. „Alles ist euer" — noch nie ist dieses Wort so wahr geworden, wie in unserer Zeit, die der Menschheit höchste und beste Güter allen zugänglich zu machen bestrebt ist. Die größten Geister bemühen sich, uns die ernsten Forschungen aller Nationen volkstümlich nahe zu bringen; was tiefsinnige Denker in einsamen Nächten mühsam errungen und in nimmer rastendem Eifer tage- ja monatelang geduldigt beobachtet — es wird uns Laien fertig, sozusagen schon mundgerecht vorgelegt, damit wir uns mühelos der Arbeit freuen können, die andere für uns gethan, die Früchte genießen, die andere für uns gezogen, gehegt und gepflegt haben. Fast eine jede Zeitschrift, eine jede Zeitung bringt populär-wissenschaftliche Artikel von wirklichem Werte; Vorträge aller Art und fast unentgeltlicher Unterricht, oft von den allerbesten Lehrkräften dargeboten, bringen uns die Schätze der Erkenntnis so nahe, daß wir nur danach zu greifen brauchen.

Ebenso verhält es sich mit der Kunst. Volksbibliotheken, Vereine „zur Verbreitung guter Schriften", billige Ausgaben aller Art verbreiten die Klassiker im Volke. Die vornehmsten Dichtungen, bisher Eigentum einiger Auserwählter, sind Gemeingut geworden, und auch die hervorragendsten Schöpfungen der neuen Litteratur finden ihren Weg zu solchen, die sich früher mit Volkskalendern und Kreuzerblättchen begnügen mußten. „Das beste für alle" heißt es heutzutage. Selbst die darstellende Kunst beginnt, Volkseigentum zu sein: Weihnachts- und Passionsspiele ziehen mancherorten die Menge mit ihrem frommen Zauber an, und Sonntag-Nachmittags-vorstellungen machen unsere Dienstboten mit Ibsen und Sudermann bekannt; Arbeiterkonzerte bieten dem Ärmsten Genüsse, die früher nur reichen Kunstliebhabern zugänglich waren und Plakate endlich, Photographien und illustrierte

Hermas und Clemens findet, gewinnen aber noch mehr an Bedeutung und Glaubwürdigkeit. Nichts ist in der That natürlicher, als daß Petrus, der, nach Rom gekommen, im Hause des Pudens wohnte, getauft und das Evangelium gepredigt habe in einer Vorstadt-Villa der Via Salaria, die nach der darunterliegenden Gruft zu schließen, der Glabrionen-Familie gehört zu haben scheint, die seit dem ersten Jahrhundert zu den Christen zählte. Das würde auch weiterhin die besondere Verehrung erklären, welche Veranlassung gab, daß die Priscilla-Katakomben zur Bestattung der Päpste Marcellinus und Marcellus ausersehen wurden, nachdem infolge der domitianischen Verfolgung die päpstliche Gruft in der Via Appia geschlossen war. Aus dieser Verehrung heraus ließ Konstantin auch die schöne Basilika dort aufführen, die ihren Namen von Papst Sylvester erhielt, dessen sterbliche Überreste nebst denen weiterer vier Päpste (Liberius, Siricius, Cölestinus und Vigilius) sie aufnahm.

Die Priscilla-Katakomben wären also die wahre Gräberstätte Fons S. Petri, die sich in dem alten Mirabilia-Führer verzeichnet findet, und ihnen käme der Name zu, den im frühen Mittelalter jene Stelle der römischen Campagna annahm „ad nymphas S. Petri“ (bei den Wassern des hl. Petrus).

Wenn nicht diese Bezeichnung — und das ist meine Vermutung — genauer genommen dem Capräischen Sumpf in der Thalsenkung zwischen der Via Salaria und Nomentana gegeben wurde, der noch zu Augustus' Zeiten nicht ganz trockengelegt war. Vielleicht nannte man ihn so wegen der Nähe der Katakomben, welche die Erinnerung an Petrus bewahrten, vielleicht weil der Apostel auch in jenem Gewässer, das von dem Landsitz der Glabrionen eingeschlossen lag, eine beträchtliche Anzahl von Gläubigen durch Untertauchen getauft, wie er es bekanntlich zweimal in der Nähe von Jerusalem gethan hat.

Also würden die Anfänge des heidnischen und die des christlichen Rom — zwar getrennt durch einen langen Zeitraum und durch gänzliche Verschiedenheit des Denkens — sich hier an einem und demselben Ort vereinigt finden.

Rom. Antonio Pasquinelli.

Betrachtungen zur neuesten Statistik der protestantischen und katholischen Missionsarbeit in Japan.

II.

„Eine Lebensfrage für die protestantische Mission in Japan bildet die Beschaffung einer hinreichenden Schar von geeigneten eingeborenen Missionsarbeitern, insbesondere von Pastoren. In dieser Hinsicht sieht es aber augenblicklich recht böse aus. Am Ende des Jahres 1900 gab es 16 theologische Schulen mit 120 Schülern, jetzt sind es nur noch 13 mit 105 Studierenden, also wiederum 15 weniger. Diese Zahl kontrastiert bedenklich mit der des Jahres 1893, wo es 367 Theologie Studierende gab. Seitdem ist ihre Zahl fast immer gesunken. Der Gründe für diese Abnahme giebt es viele. Die bischöflichen Methodisten gaben auf ihrer letzten Synode als einen der Hauptgründe an, daß die Gehälter der eingeborenen Pastoren nicht mehr genügten. In der erwähnten Kirche beträgt das Höchstgehalt monatlich 50 Yen (à 2,08 ℳ.), das Mindestgehalt 20 Yen, was nicht mehr in angemessenem Verhältnis zu den modernen Lebensbedürfnissen und den gesteigerten Preisen in Japan stehe. Dazu kommen natürlich noch viele andere Gründe, z. B. die Leichtigkeit, eine gute Anstellung zu finden in einem Lande, wo Handel und Industrie von Jahr zu Jahr sich ausdehnen und auch die gelehrten Berufe noch fern von Überfüllung sind. . . .

„Ein ähnlicher Rückgang, wie bei der Zahl der Theologie Studierenden, ist aber auch bei der Zahl der Schüler in den Missionsschulen zu verzeichnen. Dieselbe sank von 11 669 im Jahre 1900 auf 10 590 (— 1079) im Jahre 1901, so daß wieder der Bestand von 1895/96 erreicht worden ist. Der Höhepunkt war 1898 erzielt worden mit 12 342 Schülern. Am größten war der Rückgang bei den Knabenpensionaten. Gründe für denselben sind einerseits die Schwierigkeiten, welche die Schulbehörden ab und zu den Privatschulen bereiten, andererseits aber auch die Zunahme der Zahl der öffentlichen Schulen, ihre Vortrefflichkeit und ihr entschieden nationaler Charakter.

„Ein Zeichen stetig wachsenden Eifers auf seiten der japanisch-protestantischen Christen ist die fast regelmäßige Steigerung der Jahresbeiträge. Ihre Summe betrug diesmal 117 817 Yen (1 Yen = 2,08 ℳ.), oder 15 588 Yen mehr als im Vorjahre. Das ist fast das Doppelte wie vor zehn Jahren (ca. 63 000 Yen damals), obwohl die Christenzahl nur um 39 Prozent gewachsen ist. Kam damals 1,88 Yen auf den Kopf der protestantischen Christenheit, so sind es jetzt 2,52 Yen geworden, wobei allerdings nicht zu vergessen ist, daß in 16 Jahren der allgemein Wohlstand in Japan bedeutend zugenommen hat.

„Was in einem Jahrzehnt erreicht worden ist, mag die Nebeneinanderstellung der Statistik von 1891 und von 1901 zeigen, wobei zu berücksichtigen ist, daß im Laufe des verflossenen Jahrzehnts einige Jahre augenscheinlichen Rückgangs und der Stagnation zu verzeichnen gewesen sind. Damals (1891) gab es 527 Missionare (inkl. Frauen), jetzt (1901) dagegen 782 (+ 255), damals 323 organisierte Kirchen, jetzt 456 (+ 133), damals 3718 Erwachsenentaufen, jetzt 3512 (— 206), damals 510 Kindertaufen, jetzt 796 (+ 286, da die Zahl der christlichen Familien sich mehrte), damals 33 390 Christen, jetzt 46 634 (+ 13 244), damals 26 Knabenpensionate mit 1778 Schülern, jetzt 16 Knabenpensionate (— 10) mit 1388 Schülern (— 390), damals 45 Mädchenpensionate mit 2552 Schülerinnen, jetzt 46 Mädchenpensionate (+ 1) mit 3318 Schülerinnen (+ 765). — auf dem Gebiete der Mädchenerziehung ist noch ein großes Feld offen —, damals 63 Tagesschulen mit 2969 Schülern, jetzt 88 Tagesschulen (+ 25) mit 5884 Schülern (+ 2915), damals 607 Sonntagsschulen mit 22 777 Schülern, jetzt 953 (+ 346) mit 34 653 Besuchern (+ 11 876), damals 16 theologische Schulen mit 359 Studenten, jetzt 13 (— 3) mit 105 (— 254), damals 233 ordinierte Pastoren, jetzt 380 (+ 147), damals 460 sonstige Helfer, jetzt 453 (— 7), damals 6 Schulen für Bibelfrauen mit 183 Schülerinnen, jetzt 13 (+ 7) mit nur 112 (— 71), damals 179 Bibelfrauen im Amte, jetzt 262 (+ 83), damals ca. 63 000 Yen Jahresbeiträge, jetzt 117 817 Yen (+ ca. 54 000). Das bedeutet: eine beträchtliche Zunahme sämtlicher Arbeiter, der ausländischen und einheimischen, der Christenzahl, der Sonntagsschulen und Schüler, sowie der Beiträge der Christen, fast ebensoviele Taufen wie vor einem Jahrzehnt, ein Fortschritt

---

Postkarten — letztere oft von Künstlern ersten Ranges entworfen — geben allen Gelegenheit, Auge und Geschmack zu bilden.

So geht es auf allen Gebieten, und es erwächst daraus allen Ständen die Möglichkeit und das Recht, sich geistige Güter zu sammeln, die früher das Privilegium einzelner, Bevorzugter waren.

Doch dieser übergroße Reichtum, der uns da plötzlich von allen Seiten entgegenströmt, birgt eine große Gefahr in sich. Das Auge, geblendet von so vielen Schätzen, irrt überall hin, ohne einen Ruhepunkt zu finden; wir greifen nach allen Seiten, begierig, so viel wie möglich zusammenzuraffen und an uns zu reißen, eilen hierhin und dorthin um zu versuchen, zu verwerfen und nach kurzer Zeit wieder nach dem zu haschen, was wir soeben verworfen haben, lassen uns vom minderwertigen blenden, um das wertvollere zu übersehen und können zuletzt das Erraffte in den übervollen Händen nicht mehr halten. Es ist ja kein Wunder! So verlockend liegt das alles vor uns, daß wir ohne strenge Zeiteinteilung, ohne planmäßige Ordnung von Genuß zu Genuß eilen, gleich dem Schmetterlinge, der naschend von Blüte zu Blüte flattert und sich des reichen Lebens im Sonnenschein freut, ohne zu fragen, ob er dabei Schätze sammelt, die ihn dauernd bereichern können. So vielen mannigfachen Eindrücken geben wir uns hin, daß der menschliche Geist nicht fähig ist, sie sich zu eigen zu machen. Kurz, wir zersplittern uns. Sophie v. Adelung.

im Schulwesen, das aber bei den Schulen für die männliche Jugend den Höhepunkt schon wieder überschritten hat."

Des längeren geht Pfr. Schiller im folgenden auf die einzelnen protestantischen Missionsgesellschaften und Gruppen von Gesellschaften ein. Wir verweisen hierfür auf den Originalartikel. Sodann aber verbreitet er sich in sehr instruktiven Ausführungen über die Mission der griechisch- und römisch-katholischen Kirche. Wie lassen ihn hier wieder selbst reden:

„Werfen wir schließlich noch einen Blick auf die griechische und die römische Kirche, so müssen wir das stetige, wenn auch langsame Anwachsen der griechischen Kirche, das trotz aller Verdächtigungen, als diene diese Kirche russischen politischen Interessen, beständig vor sich geht, bewundern. Es ist diesen Verdächtigungen gegenüber eine weise Taktik, daß der ehrwürdige Bischof Nikolai, der Gründer und das Haupt dieser Kirche, so wenig europäische Arbeiter als möglich unterhält; es sind mit ihm selbst nur vier, die wohl vor allem mit der Ausbildung von Theologen beschäftigt sind. Neben diesen arbeiten 27 ordinierte japanische Pastoren und 156 sonstige Gehilfen an 174 organisierten Gemeinden. Im letzten Jahre hatten sie 983 Taufen und einen Zuwachs von 686 Seelen gegen das Vorjahr, so daß die Gesamtchristenzahl jetzt 26 680 beträgt. Auf dem Gebiete des Schulwesens leisten sie wenig, sie haben nur 125 Schüler, desgleichen nur 13 Theologie Studierende. Ihre Geldbeiträge belaufen sich nur auf 7364 Yen, d. i. nicht ganz 0,30 Yen pro Kopf (neben 2,52 Yen auf protestantischer Seite); es gehören allerdings viele arme Leute zu dieser Kirche. Zur Vergleichung steht mir nur die Statistik von 1892 zu Gebote. Auch damals hatten sie 4 Missionare, aber schon 219 organisierte Kirchen (+ 45), doch nur 20 325 Christen (— 6155), so daß ein Anwachsen um 33 Prozent stattgefunden hat. Ihre Theologenzahl war damals doppelt so groß (26 statt 13), und ebenso hatten ihre Jahreseinnahmen fast die doppelte Höhe, nämlich über 12 000 Yen.

„Die römisch-katholische Kirche hat daneben eine viel größere Seelenzahl. Aber sie arbeitet nicht nur mit beträchtlicheren Mitteln und einer größeren Arbeiterzahl, sondern auch, wenn man so will, seit Jahrhunderten; denn, wenn auch die Kontinuität der Arbeit mehr als 200 Jahre unterbrochen war, so fanden sich doch bei ihrer Wiederaufnahme ganze Dorfschaften auf Kyushiu, die in der Verborgenheit sich ihren Christenglauben, wenn auch in roher Form, bewahrt hatten. Das ist der Grund, warum z. B. der bischöfliche Bezirk Nagasaki allein über 37 000 Christen zählt, während auf das ganze übrige Japan, die Bistümer Osaka, Tokyo und Hakodate, im ganzen nur 18 000 Seelen fallen. Die Gesamtzahl der katholischen Japaner betrug am 1. August 1901 nach der Statistik 55 824, die unter der Hut von 1 Erzbischof, 3 Bischöfen und im ganzen 279 europäischen Arbeitern, Priestern, Mönchen und Nonnen standen. Sie unterhielten 252 Gemeinden, hatten 5816 Schüler in ihren Schulen, und zwar allein 1474 in ihren Waisenanstalten, hatten 34 japanische Priester und 98 Katecheten, sowie 12 japanische Mönche, 22 Nonnen und 54 Novinzen beiderlei Geschlechts und wiesen im Laufe eines Jahres 1370 Erwachsenentaufen auf, denen aber 3021 Taufen von Kindern gegenüberstehen, von denen 1323 heidnische Eltern hatten. Gegen das Vorjahr betrug die thatsäche Gesamtzunahme 1222 Seelen. Seit 1894, also in 7 Jahren, betrug ihre Zunahme 13 Prozent, andere Zahlen stehen mir nicht zu Gebote. Auch diese Kirche macht in der Reichshauptstadt besonders große Anstrengungen und tauft in der Diözese Tokyo z. B. in der Regel fast ebenso viele Erwachsene, wie in den drei übrigen Bistümern zusammengenommen. Thatsächlich giebt es nur wenige Missionen, unter den größeren z. B. die Kongregationalisten, welche den Schwerpunkt ihrer Arbeit außerhalb Tokyos haben."

Pfr. Schiller schließt seinen Aufsatz mit folgendem Rechenexempel, das den Gegnern der Mission eine viel benutzte Waffe entwindet. Er sagt:

„Von seiten der Gegner des Missionswerkes auf seiten der Japaner wie der Europäer wird, um das Missionswerk zu mißkreditieren, häufig darauf hingewiesen, daß eine Jahreszunahme um 6091 Seelen, wie es im letzten Jahre der Fall war, doch im Grunde nichts bedeute neben einem jährlichen Bevölkerungszuwachs von 500 000 Köpfen. Die Nebeneinanderstellung dieser beiden Zahlen wirkt allerdings auf den ersten Augenblick verblüffend; aber bei genauerem Zusehen erweist sich, daß die daraus gezogenen Folgerungen irrig sind. Der Bevölkerungszuwachs von einer halben Million beträgt doch nur $1^1/_9$ Prozent, der Zuwachs der japanischen Christenheit um 6091 Seelen stellt dagegen 4,6 Prozent dar. Jedermann weiß, daß ein Kapital zu 1 Prozent Zinsen sich bedeutend später verdoppelt, als ein solches zu 5 Prozent. Wenden wir die Methode der Zinseszinsrechnung an, und zwar die Formel für den Fall, daß die Zinsen jährlich zum Kapital geschlagen werden, so ergiebt sich, daß Japan in etwa 172 Jahren, von heute ab gerechnet, christianisiert sein würde. Wenden wir aber die kompliziertere Berechnung an, wonach die Zinsen fortwährend zum Kapital geschlagen werden, was in diesem Falle das richtigere ist, so ist der Zeitraum noch geringer, etwa 165 Jahre, immer vorausgesetzt, daß der Fortschritt auf der Basis des Wachtums des letzten Jahres stattfindet. Die Christianisierung Japans vollendet nach ca. 165 Jahren von heute an oder nach 200 Jahren seit ihrem Neubeginn, das wäre wahrlich eine glänzende Leistung der Missionsarbeit, dem gegenüber aller Widerspruch verstummen müßte! Im römischen Reiche hat es einst bedeutend länger gedauert und erst recht im heidnischen Deutschland, wo ca. ein Jahrtausend verstrich, ehe das Missionswerk vollendet war. Vielleicht mag auch diese Berechnung dem einen oder anderen zur Ermutigung dienen. Die wahre Ermutigung freilich kommt von oben her von dem Herrn, in dessen Dienst und zu dessen Ehre alle rechte Missionsarbeit verrichtet wird."

Möchten die sehr sachlich und ruhig gehaltenen Betrachtungen Pfr. Schillers rechte Beachtung finden! Sie sind gewiß geeignet, auch die Freunde des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins zu weiteren Thaten für das Land der aufgehenden Sonne zu begeistern. H. Lehmpfuhl.

Ein Besuch bei der Evangelischen Allianz.

Es ist eine religiöse Welt für sich, die sich auch in diesem Jahre wieder während der letzten Augustwoche gelegentlich der zu Blankenburg in Thüringen abgehaltenen siebenzehnten Allianzkonferenz „zur Vertiefung des Glaubenslebens" entfaltet hat, und wer auch nur an einem Tage, wie es der Verfasser dieser Zeilen gethan, an jener Veranstaltung teilgenommen, dem muß schon solch flüchtiger Einblick interessant und wichtig genug erscheinen, um auf Grund des dort Gesehenen und Gehörten manch stillernste Betrachtung über eigenartige Manifestationen religiösen Lebens in der Gegenwart anzustellen.

Die „Evangelische Allianz" hat bekanntlich ihren Mutterboden in England, wo sich seit dem Jahre 1845 eine Vereinigung unter diesem Namen herausbildete und zwar mit folgender massiv orthodoxer Basis:

„1) Die göttliche Inspiration, Autorität und Zulänglichkeit der heiligen Schrift; 2) das Recht und die Pflicht des selbstständigen Urteils (!) in der Auslegung der heiligen Schrift; 3) die Einheit der Gottheit und die Dreieinigkeit der Person in derselben; 4) die gänzliche Verderbtheit der menschlichen Natur infolge des Sündenfalles; 5) die Menschwerdung des Sohnes Gottes, sein Erlösungswerk für die sündige Menschheit und sein Mittleramt als Fürsprecher und König; 6) die Rechtfertigung des Sünders allein durch den Glauben; 7) das Werk des heiligen Geistes in der Bekehrung und Heiligung; 8) die Unsterblichkeit der Seele, die Auferstehung des Leibes, das Weltgericht durch unsern Herrn Jesum Christum mit der ewigen Seligkeit der Gerechten und der ewigen Verdammnis der Ungerechten; 9) die göttliche Einsetzung des christlichen Predigtdienstes und die Unantastbarkeit der heiligen Taufe und des heiligen Abendmahls. — Es wird jedoch ausdrücklich betont, daß diese kurze Zusammenstellung nicht als ein formales

Glaubensbekenntnis anzusehen ist, aber einfach als maßgebend für die Gesinnung derer, welche die Allianz zu ihren Mitgliedern zählt. Ebenso ausdrücklich ist zu beachten, daß der Beitritt zur Allianz keinerlei Aufgeben eigener Grundsätze, noch Zustimmung zu den entgegengesetzten Meinungen anderer bedingt, aber von allen Mitgliedern erwartet wird, daß sie ihre religiösen Überzeugungen durchaus rücksichtsvoll und in christlicher Liebe vertreten". Über die Zwecke aber, welche von der auf solcher Grundlage aufgebauten Vereinigung verfolgt werden, erfahren wir: „Die Evangelische Allianz ist eine Darstellung der vom Herrn geforderten lebendigen Einheit, welche alle wahren Gläubigen in der Gemeinschaft Christi verbindet. Zur Förderung dieses Zwecks sucht sie überall christliche Einheit durch brüderliche Gemeinschaft darzustellen. Sie widersteht allen Streitfragen und Spaltungen und trachtet darnach, den Gläubigen ein tieferes Bewußtsein ihrer Hauptpflicht beizubringen, indem dieselben der völligen Erfüllung dessen nachstreben, was in dem Gebet unseres Herrn und Meisters ausgesprochen ist: Auf daß sie alle eins seien, gleichwie du, Vater, in mir und ich in dir; daß auch sie in uns eins seien, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt. Ein weiterer Zweck ist die Förderung biblischer Lehre im Gegensatz zum modernen Unglauben, zur toten Orthodoxie und zum Katholizismus, ferner die Sonntagsheiligung, Religionsfreiheit, Unterstützung der Verfolgten und Anteilnahme an jeder Art Evangelisationsarbeit." All diese Bestrebungen tragen einen durchaus internationalen Charakter, wie denn auch Zweige der Allianz in verschiedenen Ländern entstanden sind, so in Frankreich, Deutschland, Schweiz, Holland, Italien, Spanien, Dänemark, Türkei, Griechenland, Syrien, Ägypten, Indien, Vereinigten Staaten von Amerika, Canada, Australien, China, Japan, Westindien, Kokosinseln, Afrika. Eine besondere Zweiggemeinschaft in Deutschland hat ihre Sammelstätte am Eingang des schönen Schwarzathales in Thüringen, unterhalb der großartigen Burgruine Greifenstein, wo eine vor mehreren Jahren den bereits bestehenden Allianzhäusern hinzugefügte Allianzhalle einen stattlichen Raum für die alljährlich abzuhaltenden Konferenzen darbietet. Dicht neben dieser Halle befindet sich das schlichte Grab der vor zwei Jahren verstorbenen Gründerin des Blankenburger Allianzhauses, Anna von Weling, deren Leben, wie es in einem besonderen Büchlein („Das Allianzhaus in Blankenburg und seine Gründerin Anna von Weling") beschrieben ist, ganz den Zwecken der ernsten Gemeinschaft gewidmet war.

Tritt man in die Halle ein, so fällt der Blick sofort auf zwei mit Lapidarschrift angebrachte Wahlsprüche; der eine: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit" und der andere: „Unum corpus sumus in Christo". Hierzu gesellen sich an den Seitenwänden Bibelsprüche in fremden Sprachen (Joh. 17, 21; 1. Petri 2, 17; Tit. 2, 13; Psalm 87, 3) — ein deutlicher Hinweis auf das internationale Gepräge, das den hier stattfindenden Versammlungen eignen soll. An jedem der Konferenztage finden hier wiederholte Zusammenkünfte zur Abhaltung von Gebetsstunden und zum Anhören von Vorträgen statt, und zwar sind zwei Vormittagsstunden der Besprechung eines besonderen Themas gewidmet, als welches für die diesjährige Konferenz gewählt war: *die überschwängliche Erkenntnis Jesu Christi nach Philipper 3*. Was ich über dieses Thema am vorletzten Tage der Konferenz von verschiedenen, zumeist dem geistlichen Stande angehörenden Rednern hörte, ließ mich sehr bald den Eindruck gewinnen, daß der streng und scharf gefaßte Begriff der „Bekehrung" hier Richtung und Ziel angiebt, daß bei der nachdrücklichen Betonung der Notwendigkeit eben dieser Bekehrung aber einerseits das Dogma von der Genugthuung durch Christus, andererseits der gewisse Glaube an seine Wiederkunft als unanfechtbare Grundbedingungen für die Ausstrahlung alles weiteren christlichen Lebens geltend gemacht werden. „Jesu Gnade decket alle Schuld, sein Blut tilget jede Sünd' in Huld" — so heißt es in einem besonderen Chor der Blankenburger Konferenz und es ist charakteristisch für die dogmatisch festfundierte Stellung zu Christus, die seitens der Allianzgenossen vorausgesetzt wird, wenn ein Redner u. a. es ausdrücklich betonte, daß Christus *mit einem Schlage* jeden, der sich zu ihm bekenne und bekehre, zu einem Mitgekreuzigten, Mitbegrabenen, Mitauferstandenen mache, ein anderer aber in realistischer Anspielung auf das gewöhnliche Leben eindringlich daran gemahnte, daß man nur die bezahlte Schuld vergessen könne, niemals aber die unbezahlte. Daß hauptsächlich von Christus als dem Herrn die Rede ist, verhältnismäßig wenig aber von Gott, ja, daß schließlich alles, was nur von Gott ausgesagt werden müßte, unversehens auf Christus übertragen wird: dies liegt ja in der leichtfließenden Konsequenz orthodoxer Anschauungen von vornherein begründet, aber ganz verwunderliche Dinge kommen dabei doch im einzelnen zum Vorschein und gar seltsame Blüten treiben auf dem Boden orthodoxer Naivetät hervor. Jesus wird nicht nur von den Gesundbetern in Anspruch genommen, er wird auch als einer empfohlen, der aus etwaigen Geldverlegenheiten heraushelfen kann: man braucht ihm nur zu sagen, was und wieviel fehlt, — gar bald stellt sich das Nötige ein. Und die Absurdität, zu welcher man sich mit solcher Anschauung versteigt, kann doch gewiß dann nicht gemildert oder abgeschwächt erscheinen, wenn es sich, wie es bei den diesbezüglichen konkreten Beispielen eines Redners der Fall war, um die Beschaffung von Geldmitteln für edle christliche Zwecke handelt. Wie nahe liegt gegenüber solcher Auffassung von Christus, von seinem Können und Vermögen, der Einwand: also Christus ein Zauberer! Doch der religiöse Intellekt scheint ja in einer solchen, von orthodoxen Dogmen fest und sicher umhegten Glaubenswelt von vornherein zum Schweigen gebracht: nur nicht mit dem Verstand an Christus herantreten, nur nicht besonders reflektieren über Angelegenheiten, die ein- für allemal dogmatisch festgelegt erscheinen müssen — „man lasse uns in Ruhe mit der modernen Theologie!" Aber wenn nun doch bei geweckteren Geistern die alte Wettermacherin Vernunft sich regen will, wenn nun doch dieser und jener Zweifel sich geltend macht und hie und da ein Fragezeichen setzt hinter Glaubenssätze, die felsenfest zu sein scheinen? Eine Hauptwaffe im Kampfe gegen solche und andere Versuchungen weiß man sich gegeben *im Gebet* und dieses wird allerdings in überreichlichem Maße in den Versammlungen geübt. Zwischen den einzelnen Vorträgen ergeht stets aufs neue die Aufforderung zum Gebet an solche, die sich vom Geiste getrieben fühlen, und solcher Aufforderung folgend, erhebt sich bald dieser, bald jener in der Versammlung, um unter dem unmittelbaren Eindruck des eben gehörten Vortrags dem eigenen Empfinden in einem kürzeren oder längeren freien Gebet Ausdruck zu verleihen, woran selbstverständlich alle Mitversammelten still teil zu nehmen haben. Daß diese Art und Weise des Betens in ihrer Besonderheit für den einzelnen ihre Gefahren haben kann, mag wohl nicht in Abrede gestellt werden; im übrigen ist solche überschwänglich geübte Gebetspraxis auch geeignet, den Eindruck zu erwecken, als solle Gott (oder vielmehr Christo, denn dieser ist nach orthodoxer Weise mit Vorliebe als Gebetsziel ins Auge gefaßt) dies und das abgerungen werden, was dem still Wartenden ohnedies unter dem Einfluß göttlicher Gnadenwirkungen zu seiner Zeit zu teil werden mag. Es ist eben auch hier wieder ein methodistischer Zug, der sich deutlich genug bemerkbar macht und der sich mit einer stark ausgeprägten quietistischen Empfindungsweise sehr wohl zu vertragen scheint. Als das Erbaulichste in den Versammlungen muteten mich die reichlich eingestreuten *geistlichen Gesänge* mit ihren volksliedartig schönen Melodien an. Ich habe nicht oft so schön geistlich singen hören wie hier bei der Evangelischen Allianz. Und wie scheinen die einzelnen Lieder so manchem in Fleisch und Blut übergegangen zu sein, wie empfindet man offenbar dieses Singen als geistliches Bedürfnis, als notwendigen Erweis der Zustimmung zu dem, was man im dargebotenen Bibelwort und in seiner Auslegung gehört hat! Man mag der dogmatischen Richtung, wie sie hier auch in manchem Liedertext in unverkennbar deutlicher Weise sich kundgiebt, noch so kritisch gegenüberstehen — gegenüber dem *religiösen Enthusiasmus*, der hier sich Ausdruck verschafft, wird man auch als kritisch gerichteter Theologe nicht gleichgiltig sich verhalten können. Ja, dieser religiöse Enthusiasmus, mag er auch gar seltsame Auswüchse zeigen, mag für ihn auch die Gefahr gefühls-

mäßiger Einseitigkeit immer neu gegeben sein, er verdient auf jeden Fall Anerkennung in einer Zeit, wo nur allzuviel Veranlassung vorhanden ist, über Lauheit und Indifferentismus inmitten der Kirche selbst Klage zu führen. Und aus jenem Enthusiasmus wird auch christliches Gemeinschaftsgefühl immer neu geboren, wie solches hier, bei der Evangelischen Allianz, jedenfalls stark ausgeprägt erscheint. Dies besagt ja schon der Wahlspruch: „Unum corpus sumus in Christo“, daneben die Bibelsprüche, die als Grundsätze allen weiteren Satzungen vorausgestellt werden: 1. Joh. 4, 7 und Joh. 13, 35. Bereits oben wurde darauf hingewiesen, wie die Evangelische Allianz das Prinzip christlicher Gemeinschaft so weit faßt, daß sie damit alle nationalen Schranken immer mehr zu durchbrechen und zu überwinden bestrebt ist. Und das zeigt sich im besonderen bei ihren Versammlungen in der Darbietung von Vorträgen auch ausländischer Redner. So traten am Nachmittag des vorletzten Versammlungstages ein Franzose und ein Engländer auf, jeder mit einer längeren erbaulichen Ansprache (der letztere sehr ausführlich in Anknüpfung an Luk. 8, 45a); beiden standen sehr gewandte Dolmetscher zur Seite. Der internationalen Tendenz entspricht andererseits der soziale Zug, welcher im edlen Sinne des Wortes durch die Gemeinschaft hindurchgeht. Ein Blick auf die ca. 600 Personen umfassende Teilnehmerliste lehrt, wie gar verschieden zusammengesetzt die Versammlung ist: da sehen wir ziemlich zahlreich den hohen Adel vertreten neben schlichten Handwerkersleuten und Bauern, höhere und niedere Beamte, Pfarrer, Lehrer und Lehrerinnen, barmherzige Schwestern, Militärs, Kaufleute, Eisenbahnbeamte ꝛc. Allen Konferenzteilnehmern ist Gelegenheit geboten, auch bei den Hauptmahlzeiten unter sich Gemeinschaft zu pflegen, insofern diese im Allianzhause frei dargeboten werden. In früheren Jahren wurde auch für freies Quartier der Konferenzteilnehmer gesorgt; doch hat man neuerdings, da die Gastfreundschaft mehrfach gemißbraucht wurde, von einer so weitgehenden Liberalität Abstand nehmen müssen. Dessenungeachtet werden sich jedenfalls, vom Gemeinschaftsgeiste getrieben, jahraus jahrein immer wieder gar viele Gleichgesinnte auf diesem prächtigen Stückchen Erde zusammenfinden, zumal da ja das Evangelische Allianzhaus auch als Hospiz für Erholungsbedürftige das ganze Jahr hindurch geöffnet ist. Und so manchem, der das erste Mal Gelegenheit hat, einer Konferenz der Allianzgemeinde als Gast beizuwohnen, werden hier mannigfache Anregungen zu teil werden, die auch bei kritischer Geistesrichtung doch von reichem Segen begleitet sein können.

Ich habe mich im stillen gefragt: was würde wohl Christus sagen, wenn er — wie es ja die Allianzleute als gewiß erwarten — wiederkäme und teil nähme an einer jener Allianzversammlungen? Gewiß, er würde sich freuen über die Demut und das ernste Heilsverlangen, über den religiösen Enthusiasmus und die Pflege christlichen Gemeinschaftsgeistes, wie solches alles dort in mannigfacher Weise zu Tage tritt; andererseits aber würde er sich ernst abwehrend verhalten gegenüber dem übersteigerten Kultus seines Namens und der Hintansetzung des Namens Gottes (vgl. Mark. 10, 18) und entgegen einem eng dogmatisch begrenzten und beeinflußten Christentum würde er jenes große, herrliche, durch kein Dogma angekränkelte Wort von der aus der Wahrheit geborenen Freiheit (Joh. 8, 31 und 32) laut in die Menge hineinrufen. Solches Wort müssen wir uns als eines der verheißungsvollsten Zeugnisse des Evangeliums immer wieder gesagt sein lassen, im übrigen aber für unser Verhalten im Geiste Christi Friedrich Rückerts schöne Mahnung beherzigen:

„In allen Zonen liegt die Menschheit auf den Knie'n
Vor einem Göttlichen, das sie empor soll ziehn.
Verachte keinen Brauch und keine Flehgebärde,
Womit ein armes Herz emporringt von der Erde!
Ein Kind mit Lächeln kämpft, ein andres mit Geschrei,
Daß von der Mutter Arm es aufgenommen sei.“

Kunitz bei Jena. E. Böhme.

Entgegnung.

Zur Kritik des „Erlösers“ (Litterarische Beilage Nr. 36). Die herbe Kritik meines Trauerspiels will ich nicht empfindlich aufnehmen, da ich mir niemals dichterischen Beruf zutraute, und im Alter von 65 Jahren mein erstes und letztes Drama schrieb. Neben den Passionsspielen war diese Schöpfung trotz ihrer Unvollkommenheiten ein Bedürfnis.

Der größte deutsche Dichter der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Hebbel, hat sich auch daran gewagt, ist aber in den Einleitungsszenen stecken geblieben. Sie lauten:

Anna.
Mein Kind, Du mußt Dich fassen,
Dich selber hab' ich so gesehen,
Du lagst schon im Erblassen,
Doch ließ der Herr es nur geschehen,
Um der Welt zu zeigen,
Daß er im Tod noch mächtig sei,
Und sich mir erst zu neigen
Bei meinem allerletzten Schrei.

Maria.
O Mutter, ich muß bangen,
Sein Aug' ist schon ohne Stern,
Die Lippen, auch die Wangen
Sind dem Erkalten nicht mehr fern.
Schau, wie sie sich entfärben,
Ach Herr, war ich zu stolz?

Christus (sich aufrichtend).
Ich werd' am Holze sterben,
So tröste Dich, wo ist das Holz?
(Er fällt wieder zurück.)

Anna.
Ist das Kind besessen?
Daß es auf einmal spricht?
u. s. w.

Freilich war Hebbel wahrscheinlich ein Kind, als er diesen Unsinn zusammenschrieb, aber er hat das Fragment immerhin aufbewahrt und seine Herausgeber haben es veröffentlicht.

Und der Galiläer des augustinischen Zeitalters hatte mit den modernen Sozialisten nichts gemein? Welch' roher Kommunist war doch der Täufer! Gerade das ist gewiß, daß Jesus, der nach Matthäus 6, 33 die Verteilung der Güter nach Gerechtigkeit dem Staate zuwies, ein Sozialist im modernsten Sinne war.

Und sein moralischer Zusammenbruch beim Beginn der Exekution? Er bereut ja nur die Verirrung der letzten vierundzwanzig Stunden.

J. Brand.

Kirchliche Nachrichten.

Allgemeines.

Universität. Der Privatdozent lic. theol. Johannes Bauer in Marburg ist zum außerordentlichen Professor in derselben Fakultät ernannt worden. — An Stelle des Professor Bornemann ist der bisherige außerordentliche Professor Dr. lic. theol. Metzger zum ordentlichen Professor und an dessen Stelle der Privatdozent lic. theol. Eberhard Bischer zum außerordentlichen Professor in Basel ernannt worden. — Prof. D. Luthardt, Leipzig, ist gestorben.

Zum Aufruf des Vikar Lic. Holtz in Nr. 37 d. Bl. wird von geschätzter Seite daran erinnert, daß in den meisten Landeskirchen nicht mehr gebrauchte kirchliche Ausstattungsstücke nicht ohne vorherige Genehmigung der betr. Kirchenbehörde (in Preußen des Konservators für die Kunstdenkmäler der Provinz) verschenkt oder verkauft werden dürfen. Wir machen die Herren Geistlichen nachträglich darauf aufmerksam. Den neuen evangelischen Gemeinden in Österreich wird aber auch mit Gegenständen gedient sein, die einen besonderen Kunst- oder Altertumswert nicht besitzen, und zu ihrer Abtretung wird die Genehmigung wohl kaum versagt werden. R. E.

Protestantisches.

(**Berlin.**) Pfarrer Dobberstein, der zweite Geistliche der Luisengemeinde in Charlottenburg, ist im Alter von 36 Jahren plötzlich verstorben.

— Pfarrer Neidhardts Brief an den Ev. Oberkirchenrat, der in der vorigen Nummer gebracht wurde, bedarf keines Begleitwortes, er zeugt für sich selbst. Aber er fordert kirchenpolitische Thaten, und die Liberalen werden es daran nicht fehlen lassen. Die gesamte Presse hat in seltener Einmütigkeit die kirchlichen Behörden in diesem „Falle“ im Stiche gelassen, natürlich nicht überall aus denselben Gründen. Doch wird überall über das Erkenntnis hinweg auf die Lehrfrage hingewiesen als den springenden Punkt in der ganzen Sache. Die „Kreuzzeitung“ stellt ganz scharf die These auf, daß in unserer Landeskirche die Predigt unbedingt an die Bekenntnisse gebunden sei, darum hätte N. die Bestätigung klipp und klar wegen seines Liberalismus versagt werden müssen. Interessant hierbei ist, was sie in einer der letzten Nummern von einer Auseinandersetzung der „Ev. Kirchenzeitung“ mit der außerpreußischen Zeitschrift „Der alte Glaube“ bringt. Es heißt da: In den größeren Organen der außerpreußischen Lutheraner finden sich vielfach Artikel, die falsche Darstellungen über die kirchlichen Verhältnisse in der preußischen Union bringen. So hat jüngst erst „Der alte Glaube“ unter der Überschrift „Noch einmal: auf die Wälle!“ einen Aufsatz über die Vereinigung der evangelischen Landeskirchen Deutschlands veröffentlicht, in dem sich der Verfasser, der sich als „Philalethes“ bezeichnet, folgenden Satz leistet: „Wir müssen bestimmt widersprechen, wenn die Union immer wieder behauptet, daß in ihrem

Bereiche die Konfessionen zu Recht bestehen. Das ist eine grobe Fälschung der Wahrheit.“ Die „Evangelische Kirchenzeitung“ weist diese Insinuation wie folgt zurück:

„Dieser „Wahrheitsfreund“ schreibt nicht: „Das ist ein Irrtum“, nein, das ist eine grobe Fälschung der Wahrheit“. Also das Königswort in der Unionsurkunde vom 28. Februar 1834: „Die Union bezweckt und bedeutet kein Aufgeben des bisherigen Glaubensbekenntnisses, auch ist die Auctorität, welche die Bekenntnisschriften der beiden evangelischen Konfessionen bisher gehabt, durch sie nicht aufgeben worden“, die Erklärung des Präsidenten des Evangelischen Oberkirchenrats vom 13. November 1894: „Der jetzige Rechtsstand unserer Kirche ist rechtlich und thatsächlich am besten durch den Ausdruck „konföderative Union“ zu bezeichnen . . . das Wesen dieser konföderativen Union besteht darin, daß sie eine organische Verbindung der Gemeinden beider konfessionellen Denominationen, zugleich aber eine solche Union ist, welche jede der beiden Konfessionen zu ihrem vollen Rechte kommen läßt“, die Position der preußischen Lutheraner, daß es innerhalb der Union de jure eine lutherische Kirche giebt, werden als „grobe Fälschung der Wahrheit“ bezeichnet. Es wird also auch uns preußischen Lutheranern vorgeworfen, daß wir grob die Wahrheit fälschten; das ist eine so grobe Beschimpfung, daß jede Verständigung ausgeschlossen wird; es genügt, sie niedriger zu hängen.“

Wir haben keine Veranlassung, dem Ausdruck „grobe Fälschung der Wahrheit“ zuzustimmen, aber in der Sache hat „Der alte Glaube“ recht. Gilt es denn zu allererst und immer wieder auf eine öffentliche Ehrenerklärung für Reidhardt zu drängen, so muß zugleich auch mit seiner Freiheit das Recht der liberalen Richtung behauptet werden, und schließlich wird wohl auch die Forderung einer Revision des „Bewerbungs-Gesetzes“ sich als berechtigt herausgestellt haben.

(**Königreich Sachsen.**) Die in Dresden vom 10.—12. abgehaltenen kirchlichen Septemberfeste brachten in Sachen des Missionsvereins zunächst eine Ansprache des Oberkonsistorialrats D. Dibelius über die Frage: „Warum treiben wir Mision?“ in welcher unter anderem bemerkt wurde, daß jährlich ca. 180 000 zum Christentum bekehrt würden, woran die Bibelgesellschaft, welche das neue Testament in 300 Sprachen übertragen habe, einen großen Anteil habe. Dann schilderte Probst Pamgerien, ein aus Mecklenburg stammender Missionar, seine 25 Jahre hindurch unter den Tamulen gemachten Erfahrungen. Dann verbreitete sich der Inspektor des Leipziger Missionshauses Dr. Siedel über den gedeihlichen Fortschritt der Mission in Ostafrika und endlich P. Becher über die Förderung der Mission als Christenpflicht.

Tags darauf fand Festgottesdienst in der Frauenkirche statt, wobei der Missionssekretär Dr. Otto den Jahresbericht gab, aus welchem wir hervorheben, daß über 1000 Tamulen, 12 Wakamba und 23 Wodschagga in die evangelisch-lutherische Kirche aufgenommen worden seien. Die indische Missionsgemeinde betrage über 21 000 Seelen. Die Missionsschulen Indiens besuchen über 8000, die afrikanischen über 800 Kinder. In Moschi sei ein Seminar für Dschaggajünglinge eingerichtet und auf dem Meruberge habe die Mission wieder Fuß gefaßt. In Spiali in Indien sei das neue Kostschulgebäude der Vollendung nahe und in Tritschinopoli eine Mädchenschule eröffnet worden. — Durch die Kasse des sächsischen Hauptmissionsvereins gingen im vorigen Jahre 155 500 ℳ, wovon 14 975 ℳ Vermächtnisse sind. Die Epiphaniaskollekte brachte das bis jetzt höchste Quantum von 34 000 ℳ. Im ganzen ist die Einnahme um 15 000 ℳ gegen das Vorjahr gestiegen.

Es ist auch das „Jahrbuch der sächsischen Missionskonferenz für 1902“ erschienen und behandelt folgende Themen. Zuerst eine einleitende Ansprache über den „Geist des Glaubens“, dann eine Abhandlung über die Notwendigkeit kirchlicher Mission mit besonderer Berücksichtigung der sogenannten Gemeinschaftsleute, sodann folgt die Chronik des Jahres 1901 mit interessanten Meldungen über Vorkommnisse aus Heimat und Fremde, weiterhin wird die Arbeitsweise der sächsischen Missionskonferenz besprochen. Daran reiht sich eine Abhandlung, betitelt: „Der Pastor als berufsmäßiger Pfleger der Mission“. Ihr folgt ein Nachruf und Biographie des im Oktober 1901 verstorbenen Missionars Baierlein. Unter dem Titel: Das indische Volk als Lastträger schildert ein Missionar von Koimbetur die verschiedenen Verschrobenheiten des Götzendienstes und des Einflusses seiner Lehren. Hierauf folgt eine sehr anziehende Schilderung über die Leipziger Mission am Kilimandscharo und eine desgleichen über die Christenverfolgungen in China. Ebenso ansprechend sind die Beschreibungen von den Ausgrabungen in Pompeji mit dem Blicke in das antike Heidentum. Dann folgt eine Besprechung der Haupteinwürfe der Juden gegen die christliche Religion und ihre Beantwortung. Auch giebt es Entwürfe zu Missionsstunden und Ausführliches über Missionslitteratur und Missionsstatistik, aus welcher wir entnehmen, daß es 25 deutsche Missionsgesellschaften giebt mit 384 133 Heidenchristen unter 884 europäischen Missionaren bei 1918 Schulen und 90 458 Schülern, mit einem Aufwand von 5 940 760 ℳ.

N. H. S.

Römisches.

Der theologisch-teleologische Aberwitz hat wieder einmal eine wundersame Blüte getrieben. Ein hochwürdiger Seelenhirt hat den **Zweck der Pest** herausspintisiert. Natürlich ist nach ihm auch die Pest eine Institution in majorem Dei gloriam. Und in majorem ecclesiae gloriam: Die Pest ist ein Katholisierungsmittel! Der ultramontane „Bayr. Kour.“ giebt seiner Lesergemeinde Kenntnis von folgendem Schreiben des hochwürdigen Bischofs Pelkmans in Lahore (Pendschab) an die deutschen Katholiken: „Lahore, 3. April 1902. Die Pest, von welcher unsere Mission lange Zeit verschont blieb, ist ausgebrochen in nie dagewesener Heftigkeit. Innerhalb acht Tagen starben im Pendschab allein 21 389 Personen an der Pest. Wie wunderbar Gottes Wege sind! Fast möchte man sagen, Gott beabsichtige, die heidnischen Eltern hinwegzunehmen, um deren Kinder der Mission zuzuführen und so im Christentum ihr Heil finden zu lassen. Die beiden letzten Hungersnotperioden brachten Tausende von Kindern den katholischen Missionen.“

Ausland.

(**Palästina.**) Von deutschen Bauten, die in Jerusalem erstehen, berichtet die „Tägl. Rdsch.“ Auf der Dormitio, dem Grundstück, das der Kaiser bei seinem Aufenthalt im heiligen Lande den Katholiken zur Benutzung überwies, sind die Vorarbeiten für den Bau einer Kirche und eines Klosters begonnen. Von der deutschen Jerusalemsstiftung ist der Bau eines Pfarrhauses und eines Schulgebäudes begonnen worden, von denen das Pfarrhaus mit der Wohnung für den evangelischen Propst von Jerusalem und seinen Hilfsprediger im Rohbau fertig ist. Über den vom Syrischen Waisenhaus unternommenen Bau eines Blindenheims, das vierzig blinden Kindern und deren Lehrpersonal Aufnahme gewähren soll, berichtet Schnellers „Bote aus Zion“, daß der Bau ins Stocken geraten ist, weil die notwendigen eisernen Träger noch nicht eingetroffen sind. Die neue deutsche Archäologische Anstalt, die Professor Dalmann aus Leipzig leiten soll und deren Arbeiten das Studium des heiligen Landes an Ort und Stelle fördern wird, wird zunächst in einem Mietshause untergebracht werden.

(**Transvaal.**) Der „Tägl. Rundschau“ wird geschrieben, die schottisch-presbyterianische Kirche in Südafrika habe die dortige niederdeutsche reformierte Kirche zu Verhandlungen über einen Zusammenschluß aufgefordert. Die niederdeutsche Synode lehnte diese Verhandlungen ab, weil innerhalb der Gemeinden jetzt zu viel zu thun sei, auch die Rückkehr der noch in englischer Gefangenschaft befindlichen Pastoren abgewartet werden müsse.

Litteratur.

Es drängt uns, unsere Leser auf eine Zeitschrift aufmerksam zu machen, die um ihres reichen und gediegenen Inhalts wegen verdient, viel bekannter noch zu werden, als sie bereits ist. Es ist das „Archiv für Religionswissenschaft“, das von Th. Achelis herausgegeben wird und seit 1898 im Verlage von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen erscheint. Seitdem wir vom Begriff der Offenbarung das Übernatürliche abgestreift und in der Entwickelung des religiösen Bewußtseins den von Gott gewollten Werdeprozeß der Religion erkannt haben, genügt es nicht mehr, Dogmatik zu verteidigen oder Dogmatik zu bekämpfen. Es wird der Blick nötig für die Offenbarung der Jahrtausende, die im ältesten Menschen- und Völkerleben als trübes Gewässer entspringend in ihrem Lauf durch die Zeiten sich zu immer größerer religiöser Wahrheit abklärt. Dazu thut nun eben die oben genannte Zeitschrift vortreffliche Dienste. Die Entwickelung des religiösen Bewußtseins, besonders in seinen Anfängen, zu erfassen, ist eine ihrer liebsten Aufgaben. Sprachwissenschaftliche und ethnologische Forschung liefern das empirische Material dazu, das dann in strenger Wissenschaftlichkeit verbaut wird. Der Preis der Zeitschrift ist auf den ersten Blick etwas hoch, 14 Mark jährlich für 4 Hefte. Aber die Ausstattung ist sehr fein, und daß das dargebotene wissenschaftliche Material nicht zu teuer bezahlt wird, dafür möge folgende Inhaltsangabe des letzten Jahrgangs zeugen: A. Aufsätze: A. Döhring, Kastor u. Balders Tod; E. Siecke, Max Müllers mythologisches Testament; Wilh. Geiger, Buddhistische Kunstmythologie; E. Lehmann, Zur Charakteristik des jüngeren Avesta; Br. Meißner, Babylonische Bestandteile in modernen Sagen und Gebräuchen; v. Gall, Keilinschrift und Altes Testament; Kalweit, Die Religionsphilosophie Euckens. B. Miscellen: P. Sartori, Ersatzmitgaben an Tote; E. Hardy, Narrenfest in Altindien; Th. Achelis, Religion und Wissenschaft; G. Krüger, Der Fortschritt in der Dogmengeschichtsschreibung. C. Litteratur: Schwally, Semitische Kriegsaltertümer; E. Mogk, Germanische Mythologie; G. Wobbermin, Theologie und Metaphysik; Fr Murad, Ararat und Masis, Studien zur armenischen Altertumskunde; Fr. Giesebrecht, Die Geschichtlichkeit des Sinaibundes; H. Zimmermann, Elohim, eine Studie zur israelitischen Religions- und Litteraturgeschichte; W. Caland, Altindisches Zauberritual; Th. Plüß, Aberglauben und Religion in Sophokles' Elektra; A. Borchert, Der Animismus.

Wir werden wahrscheinlich noch einmal und ausführlicher auf das verdienstvolle „Archiv für Religionswissenschaft“ zurückkommen und bemerken hier nur noch, daß die Zeitschrift sich durchaus nicht bloß an Theologen wendet, sondern jedem nach dieser Seite hin wissenschaftlich Interessierten viel zu bieten hat. R. Emde.

D. **Arthur Titius**, außerordentl. Professor der Theologie in Kiel. Die vulgäre Anschauung von der Seligkeit im Urchristentum. J. C. B. Mohr. 1900. ℳ 5,80.

* Mit diesem 4. Bande schließt Titius seine umfassende geschichtliche Darstellung der „neutestamentlichen Lehre von der Seligkeit“. (cf. Die Besprechung seiner Darstellung der paulinischen und johanneischen Anschauungen im Protestanten 1901 Nr. 9.) Galt es in den drei ersten Abteilungen zu zeigen, wie die religiösen Grundanschauungen des Erlösers sich in den geistesgewaltigen Individualitäten eines Paulus und Johannes wiederspiegeln und zu zwei mannigfach verschiedenen Typen der christlichen Lehr- und Lebensanschauung fortentwickeln, so kommt es dem Verfasser im letzten Bande darauf an, ein Bild der vulgär-christlichen Anschauungen zu entwerfen, wie sie bis zum Übergang in katholische Formen sich in der Gemeinde entwickelt haben. Hierbei waren nun nicht mehr nur die Koryphäen in ihrer die Massen überragenden Stellung zu betrachten, sondern auch die Männer zweiten und dritten Ranges und das in den breiteren Schichten der Bevölkerung sich fortgestaltende Christentum einer sorgsamen Beobachtung zu würdigen. Denn, so gewaltig und unverkennbar die Einwirkung des paulinischen und johanneischen Geistes in den urchristlichen Gemeinden dauernd sich ausprägt, so tritt doch auch hier, wie allerwärts

in der Geschichte, die Erscheinung zu Tage, daß die Ideen einer weithinherrschenden Individualität bei ihrer Fortwirkung in weiteren Volkskreisen durch die Wechselbeziehung zu den dort vorhandenen geistigen Elementen von selbst eine mannigfache Umbildung erfahren, die Schroffheiten und Einseitigkeiten ihrer gewaltigen Urheber sich abschleifen lassen, und also, die kleineren Geister beherrschend, doch von diesem in eine geistige Höhenlage heruntergesetzt werden, die sich von der ursprünglichen merklich unterscheidet. Auch Titius verkennt hier den Abstand nicht, der sich zwischen den führenden Größen und den Epigonen bereits im 1. Jahrhundert und Anfang des zweiten zeigt. Besonders die neu hervortretenden Überbleibsel des Spätjudentums, aber auch Einflüsse heidnischer Denkweise trugen gemeinsam zu einer Reduzierung und Abschwächung des ursprünglichen Paulinismus bei. Aber Verfasser erblickt darin keinen förmlichen Abfall von der ursprünglichen, genuinen Gestalt des Christentums. Vielmehr weist er überall mit einleuchtender Klarheit und liebevollem Verständnis die Zusammenhänge und Übergänge zwischen den einzelnen Phasen der Entwicklung auch bis hin zu der festen Konsolidierung der Heidenkirche nach. Als Quellen für das letzte Stadium der urchristlichen Entwicklung gelten dem Verfasser die Akta, Apokalypse und die nicht paulinischen Briefe des Neuen Testaments. Darin sieht er den Niederschlag der vulgären, urchristlichen Anschauungen und Lebensformen, wie sie neben und nach dem Paulinismus, teils selbständig teils von diesem beeinflußt sich in der Gemeinde bildeten. Aber um ein möglichst vollständiges Bild geben zu können, geht er über die in dem Titel gegebene Begrenzung seiner Untersuchung auf das Neue Testament hinaus und zieht auch die demselben nächststehende nicht kanonische Litteratur, wie die apostolischen Väter, die Apostellehre und einige Bruchstücke, in den Kreis seiner Betrachtungen herein. Freilich treten darin die Anzeichen und Keime des Alterns und Welkens der ursprünglichen, geistdurchglühten Kraft der Gemeinde je länger je deutlicher zu Tage. Aber doch nicht so, als ob hiervon in den jüngeren neutestamentlichen Schriften noch gar nichts zu merken wäre. Sachlich finden sich vielmehr zwischen den letzten kanonischen und den nächsten außerkanonischen Schriften in dieser Beziehung größere Berührungspunkte, als man für gewöhnlich infolge der kirchlichen Abschließung des Kanons annehmen zu dürfen glaubt. Und es ist für das religionsgeschichtliche Verständnis des Neuen Testaments, sowie für die Einsicht in den ganzen Entwicklungsgang des jungen Christentums wertvoll, daß Titius ohne Scheu und Vorurteil die Übergänge aufzuweisen und den Graben zu überbrücken sucht, der durch andere theologische Auffassungen zwischen der kanonischen und der nächsten außerkanonischen christlichen Litteratur aufgeworfen wurde. — Für die Anordnung des zu untersuchenden Stoffs legt Verfasser dasselbe Schema zu Grunde, wie es bei der Darstellung der paulinisch-johanneischen Anschauungen sich ihm ergab, da ja die religiösen Vorstellungen und Gedankenreihen des Urchristentums eine große Stetigkeit aufweisen. Der innere Zusammenhang wird um so durchsichtiger, wenn der Stoff wie in den vorigen Bänden derart geordnet wird, daß der Reihe nach von dem Gottesgedanken, der Eschatologie, der Lebenshaltung, dem Verhältnis von Religion und Sittlichkeit 2c. gehandelt wird. — Indem Titius mit dem vorliegenden Bande seine Darstellung der neutestamentlichen Lehre von der Seligkeit schließt, bleibt er seinen Lesern das Versprechen noch schuldig, das der zweite Teil ihres Titels enthält, nämlich die Beleuchtung „ihrer Bedeutung für die Gegenwart". Er versagt es sich, nur andeutende Vergleiche zwischen jener ersten Zeit und dem religiösen Leben der Gegenwart zu ziehen. Für ein wirkliches Verständnis ihres Zusammenhanges ist eine eingehende Würdigung der epochemachenden Mittelglieder notwendig, die sich zwischeneingeschoben haben und die Umbildung herbeigeführt haben. Dieser Aufgabe gedenkt Verfasser in einer künftigen systematischen Gesamtdarstellung der Lehre von der Seligkeit zu genügen. Möchte ihm für dieses Vorhaben ein gleich glückliches Gelingen gegeben sein, wie wir es an der lichtvollen, von geschichtlichem Scharfblick und liebevollem Verständnis getragenen vor liegenden Arbeit dankbar begrüßen.

M. Petran.

Zeit und „Hilfe" sind gegenwärtig die beiden beachtetsten und gediegensten politischen und sozialpolitischen Wochenschriften Deutschlands. „Vaterland, Freiheit, Sozialreform" lautet ihre gemeinsame Parole, national und sozial sind ihre gemeinsamen Ziele!

Hilfe ist die billige Volksausgabe und kostet vierteljährlich nur 60 Pfg., bei Agenten am Orte. Mk. 1.— bei Post oder Buchhandel. **„Zeit"** ist das reichhaltigere Organ für anspruchsvolle Leser und kostet in vornehmer Ausstattung Mk. 3.— vierteljährlich bei allen Postanst. u. Buchhandlgn.

Probenummern versendet jederzeit gerne **gratis** der Verlag der „Hilfe" in Berlin-Schöneberg.

Neben
Detlev von Liliencron und **Gustav Falke** ist uns hier im Norden ein neuer echter Lyriker entstanden: **Wilh. Lobsien, Kiel.** . . . . .

Er legt uns soeben sein Erstlingswerk vor unter dem Titel:

„Ich liebe Dich"

Gedichte von Wilhelm Lobsien-Kiel.
Mit Buchschmuck von Theodor Herrmann-Stade.

Das Buch wird nur gebunden ausgegeben in hocheleganter Original-Einbanddecke.

Der Preis beträgt M. 4.—

Vorrätig in allen besseren Buchhandlungen.

Verlag Carl Schünemann, Bremen.

Stotterer Jeder ohne Ausnahme ist heilbar. Aber wie? Auskunft giebt umsonst O. Hausdörfer, Breslau, Nachodstraße 1.

Haare im Gesicht etc. entfernt unschädlich d. gesetzl. gesch. ächte Brüning's Enthaarungs-Pulver. Dose M. 2.- u. 20 Pf. f. Porto, 2 Dosen M. 4.- franco geg. Voreinsend.; auch Nachnahme. Carl Reisser, Töngesgasse Frankfurt a. M. 11.

Bilder Fenstervorsetzer, Wandteller, Vasen, Christus-Statuen und Büsten für vornehmen Zimmerschmuck empfiehlt die Kunstanstalt von Herm. Plenz, Berlin S, Prinzenstr. 71. Illustr. Katalog kostenfrei.

— Firma 1870 gegr. —
Bei Baarzahlung höchster Rab. u. Freisendung.
Erstklassige bei Abzahlung entsprechend. Fabrikate.
Emmer-Pianinos
Flügel — Harmoniums.
Längste Garantie. Fabrik: **Wilhelm Emmer** Berlin 219, Seydelstr. Allerhöchste Auszeichnung.
Preisliste, Musterbuch umsonst.

Technikum Altenburg S.-A. für Maschinenbau, Elektrotechnik und Chemie. Lehrwerkstätte. — Programme frei. Regierungs-Kommissar.

Kirchenheizung
best bewährtes und unbedingt billigstes irisches System; über 2000 Anlagen ausgeführt.
H. von Bötticher, Hamburg V.

Siris ist wohlschmeckender, kräftiger, ausgiebiger, dabei nur halb so theuer wie der amerikan. Fleischextract.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 53/57.
Druck von Carl Schünemann, Bremen.